

Verführerische Musik

Von unserem Mitarbeiter
Eckhard Britsch

Sicherlich hat sich Gustav Mahler an seiner eigenen, selbstzentrierten Größe auch berauscht. Weshalb die Behauptung keine Schändung eines Denkmals bedeutet, dass es gerade in seiner sechssätzigen Sinfonie in d-Moll zwischendurch ordentlich qualmt. Aber wenn das 90-minütige Werk mit so viel an Empathie und Übersicht, spieltechnischer Dignität und zuwendender Verve gespielt wird wie jetzt im Rosengarten-Mozartsaal durch das SWR-Sinfonieorchester Baden-Baden und Freiburg unter François-Xavier Roth, dann müssen kleinliche Einwände und Vorurteile verstummen. Denn die musikalische Darstellung war ganz einfach bezwingend.

Nun hat der Dirigent einen Klangkörper zur Hand, der spielt, als wolle er allen beweisen, wie falsch seine Zwangsfusion mit der Stuttgarter Orchesterschwester bleibt. Das baut sich über kontrastreichen Gesamt-

klang auf, geht über ausgezeichnete Instrumentalsoli (Sonderlob für den Fern-Posthornbläser!) weiter und mündet in eine Gesamtschau, die dem hochfliegenden Impetus des Komponisten gerecht wird.

Auch das nobel timbrierte Solo der Mezzosopranistin Petra Lang („O Mensch! Gib acht“) sowie die Freiburger Domsingknaben und die Damen der in Bremen beheimateten EuropaChorAkademie (im vierten

und fünften Satz) fügten sich ausgezeichnet ein. Auch der kleine Till, der einen Schwächeanfall erlitt, was zur kurzzeitigen Unterbrechung führte, ist wieder gesund und munter. Der Junge wurde hinter der Bühne versorgt. Eine ärztliche Behandlung sei nicht notwendig gewesen, teilte Orchestermanager Reinhard Oechsler auf Anfrage unserer Zeitung mit.

Hymnischer Friede zum Finale

Das von Mahler unterlegte und später zurückgezogene Programm scheint François-Xavier Roth als Leitlinie zu dienen. Weil darin die Extreme angelegt sind: etwa der Gegensatz zwischen Süßlichkeit und Aufruhr bis hin zur musikalischen Grotteske im dritten Satz, als ob Seele gegen Körper kämpfte. Oder im Finalsatz, dessen verführerische Klänge voll zärtlichster Empfindung sich an leidenschaftlicher Aufkantung reiben, ehe hymnischer Friede einkehrt. Eine Darstellung, die ob ihrer attraktiven Durchdringung Mahler-Skeptiker zur Bußfertigkeit zwingt.



Nobel timbriert: die Mezzosopranistin
Petra Lang.

BILD: PETRA LANG

Opernkritik: The Fairy Queen

Ein Fest des Lebens



Foto: Julian Röder

Calixto Bieitos Inszenierung von Henry Purcells „The Fairy Queen“ am Stuttgarter Schauspielhaus ist eine phantastische Revue der Bühnenkünste

Von Laszlo Molnar

(Stuttgart, 5. Februar 2016) „One charming night gives more delight than a hundred lucky days.“ So heißt es in Henry Purcells Semiopera „The Fairy Queen“. Wie wahr, und wie allgemein gültig. Denn dieser Satz – eine bezaubernde Nacht schenkt mehr Lust als hundert glückliche Tage – gilt nicht nur als Motto der auf Shakespeares „A Midsummernight’s Dream“ fußenden Handlung der 1692 in London uraufgeführten Halboper; er prangt auch deutlich sichtbar während der gesamten drei Stunden, die die Aufführung der Inszenierung von Calixto Bieito im Schauspielhaus der Staatstheater Stuttgart einnimmt, auf der Bühne.

Und erinnert daran, dass es nicht nur die Lust ist, der man auf der Bühne ausgelassen huldigt, sondern auch die Kunst, die einem als Zuschauer eine derart „charming“ night beschert.

Die „delight“ daraus kann für gut und gerne hundert Tage reichen, mögen diese glücklich sein oder auch nicht. Diese in Stuttgart an der „Fairy Queen“, einem ohnehin höchst „delight“-vollen Werk, dargebotene Kunst jedenfalls wird ihre Zuschauer noch lange beglücken und erfreuen. Was wäre das Leben ohne die Lust, fragt man sich nach dem viel zu frühen Ende des Purcell-Bieito-Bühnentreibens in Stuttgart; vermutlich nicht existent. Was aber wäre das